

Martin Brech: Eisenhower's Todeslager.

„Ende März oder Anfang April 1945 wurde ich zur Bewachung eines Kriegsgefangenenlagers in der Nähe von Andernach am Rhein kommandiert...“ 1990.

\*

Martin Brech lebt/lebte in Mahopac im Staate New York. Als er diese Erinnerungen 1990 niederschrieb, war er Professor für Philosophie und Religion am Mercy College in Dobbs Ferry im Staate New York. Martin Brech hat einen Master-Abschluß der Columbia-Universität und ist Minister der ‚Unitarian Universalist Association ( UAA )‘, einer vornehmlich in den USA beheimateten Religionsgemeinschaft des Freien Glaubens.

Abgedruckt wurde seine Abhandlung erstmalig im Sommer 1990 in der Zeitschrift ‚The Journal of Historical Re-View‘ (Band 10, Nr. 2, S. 161-166). Peter Haisenko hat sie seinem Werk „England, die Deutschen, die Juden und das 20. Jahrhundert“ (erschienen im Anderwelt Verlag) als Anlage beigegeben. Für die aktuellen Auflagen seines Werkes (ab 2019) hat sie Oberstleutnant a. D. Wolfgang Heger ins Deutsche übersetzt. Vgl. hier:

Peter Haisenko: [England, die Deutschen, die Juden und das 20. Jahrhundert](#). Ein vom Autor bereitgestellter Auszug aus seinem Werk. „Gutes kann niemals aus Lüge und Gewalt entstehen.“ Mahatma Gandhi. [Hier](#) zu beziehen. 2023.

\*

Anlage 1/Auszug aus dem Buch von Peter Haisenko „England, die Deutschen, die Juden und das 20. Jahrhundert“, ISBN 978-3-940321-03-9, In „Eisenhower's Todeslagern“: Ein Angehöriger des US-Wachpersonals erinnert sich. – Davon erzählte man uns nie etwas im Geschichtsunterricht...

Von Martin Brech, 1990.

Im Oktober 1944 wurde ich im Alter von achtzehn Jahren in die U.S. Army eingezogen. Meine Grundausbildung wurde gekürzt, vor allem wegen der alliierten Landung in der Normandie („Battle of the Bulge“), mein Urlaub halbiert und ich sofort nach Übersee geschickt. Bei der Ankunft in Le Havre verlud man uns unverzüglich auf Lastkraftwagen und transportierte uns an die Front. Als wir dort ankamen, litt ich in wachsendem Maße an schweren Symptomen von Drüsenvirus und kam in Belgien ins Krankenhaus. Da das Drüsenvirus damals unter dem Namen ‚Kußkrankheit‘ bekannt war, schrieb ich meiner Freundin einen Dankbrief.

Als ich das Krankenhaus verließ, befand sich die Ausrüstung, mit der ich noch in Spartanburg (Süd-Carolina) trainiert hatte, bereits tief in Deutschland. Daher versetzte man mich – trotz meiner Proteste – in ein Feldersatz-Depot. Dort verlor ich das Interesse an allen diesen Einheiten, denen ich angehörte, und erinnere mich heute an keine mehr von ihnen. Denn ‚Nicht-Kampfeinheiten‘ wurden zu der Zeit belächelt. Meinen Entlassungspapieren nach diente ich während meines 17-monatigen Aufenthalts in Deutschland vorwiegend in der C-Kompanie des 14. Infanterieregiments; aber ich erinnere mich auch, zu anderen Dienststellen kommandiert worden zu sein.

Ende März oder Anfang April 1945 wurde ich zur Bewachung eines Kriegsgefangenenlagers in der Nähe von Andernach am Rhein kommandiert. In der Oberschule hatte ich vier Jahre Deutsch gelernt; dadurch konnte ich mich mit den Gefangenen unterhalten, obwohl das verboten war. Allmählich aber nutzte man mich als Übersetzer und beauftragte mich auch damit, SS-Angehörige zu enttarnen (ich fand keine).

In Andernach wurden etwa 50.000 Gefangene aller Altersklassen auf einem offenen Feld, das mit Stacheldraht eingezäunt war, „gehalten“. Frauen waren in einem separaten Sperrbereich zusammengefaßt, den ich allerdings erst später zu sehen bekam. Die Männer, die ich bewachte, verfügten weder über Wetterschutz noch Decken – viele hatten noch nicht einmal einen Mantel. Sie schliefen im naßkalten Schlamm und konnten ihre Notdurft nur in oberflächlich ausgehobenen Gräben verrichten. Es war ein naßkalter Frühling, und alleine ihre Qualen dadurch, hilflos der Witterung ausgesetzt zu sein, waren für jeden sichtbar.

Noch schockierender aber war es, ansehen zu müssen, wie die Gefangenen Gras und Unkraut in Konservendosen mit einer dünnen Suppe stopften. Das, so erzählten sie mir, taten sie, um ihre Hungerqualen besser ertragen zu können. Schnell magerten sie ab, die Ruhr brach aus, und bald schliefen sie in ihren eigenen Exkrementen, zu schwach und zu eng beieinander, um noch die Latrinengräben zu erreichen. Viele bettelten um Eßbares, erkrankten und starben vor unseren Augen. Dabei hatten wir reichlich an Essen und Vorräten, aber taten nichts, um diesen Menschen zu helfen – noch nicht einmal in ärztlicher Hinsicht.

Empört protestierte ich bei meinen Offizieren, traf dort aber auf Feindseligkeit oder freundliches Desinteresse. Als ich nachhakte, erklärten sie mir, das geschehe auf ausdrücklichen „Befehl von oben“. Kein Offizier wagte es, etwas für die 50.000 zu tun, wenn er das Gefühl hatte, damit „aus der Reihe zu tanzen“ und sich dafür verantworten zu müssen. Als ich einsah, daß meine Proteste erfolglos blieben, bat ich einen Freund, der in der Küche arbeitete, mir etwas Essen zusätzlich für die Gefangenen zuzustecken. Auch er sagte mir, sie hätten strikten Befehl, das Essen der Gefangenen deutlich zu reduzieren, und daß dieser Befehl „von oben“ kam. Gleichzeitig vertraute er mir aber auch an, sie hätten so viel Verpflegung, daß sie gar nicht wüßten, was sie damit anfangen sollten, und daß er mir etwas davon abzweigen werde.

Als ich dieses Eßbare den Gefangenen über den Stacheldraht zuwarf, wurde ich festgenommen und mit Einsperrung bedroht. Als ich diese „Aufmüpfigkeit“ wiederholte, drohte mir ein Offizier verärgert, mich zu erschießen. Ich nahm an, das wäre nur ein Bluff, bis ich einen Captain entdeckte, der von einem Hügel oberhalb des Rheins mit seiner Pistole Kaliber 45 auf eine Gruppe ziviler deutscher Frauen schoß. Als ich ihn nach dem „Warum“ fragte, murmelte er nur „Zielübungen“ und schoß weiter, bis sein Magazin leer war. Ich sah zwar, wie die Frauen rannten, um Deckung zu suchen, konnte aber wegen der Entfernung nicht erkennen, ob eine von ihnen getroffen worden war.

So mußte ich feststellen, daß ich es mit kaltblütigen Mördern, voll von moralistischem Haß, zu tun hatte. Sie betrachteten die Deutschen als untermenschlich und wert, ausgerottet zu werden – ein erneuter Ausdruck der rassistischen Abwärtspirale. Artikel in der „Stars and Stripes“, der Truppenzeitschrift der US-Soldaten, spielten die deutschen Konzentrationslager hoch und zeigten

Photos von ausgemergelten Körpern. Das verstärkte unsere selbstherrliche Grausamkeit und machte es uns leicht, dort Wohlverhalten vorzuspielen, wo wir uns eigentlich hätten widersetzen sollen. Darüber hinaus, glaube ich, neigen gerade Soldaten, die nicht Kampfhandlungen ausgesetzt sind, am Beispiel der Gefangenen und Zivilisten zu zeigen, wie hart sie sein können. Diese Gefangenen, so stellte ich fest, waren meistens Bauern und Arbeiter, genauso einfältig und ungebildet wie viele unserer eigenen Truppen. Im Laufe der Zeit verfielen mehrere von ihnen in einen zombieartigen Zustand der Lustlosigkeit, während wieder andere versuchten, sich in einen Zustand von Wahnsinn und Selbstmord-Absichten zu flüchten, indem sie am helllichten Tage über das offene Gelände zum Rhein liefen, um dort ihren Durst zu stillen. Sie wurden zurückgeholt. Manche Gefangene waren gleichermaßen süchtig nach Zigaretten wie nach Essen; beides milderte ihren Hunger, meinten sie. Das nutzten ‚unternehmerisch‘ denkende US-Soldaten aus und erwarben Unmengen von Uhren und Ringen für eine Handvoll Zigaretten oder weniger. Als ich damit anfing, den Gefangenen schachtelweise Zigaretten zuzuwerfen, um diesen Handel zu unterbinden, wurde ich von Mannschaftssoldaten und Dienstgraden unter ihnen gleichermaßen bedroht.

Den einzigen Lichtblick in dieser düsteren Atmosphäre erlebte ich, als ich eines Nachts der ‚Hundewache‘ von zwei bis vier Uhr zugeteilt wurde. Da gab es hügelaufwärts hinter unserer Umzäunung einen Friedhof, nur wenige Meter entfernt. Meine Vorgesetzten hatten vergessen, mir eine Taschenlampe mitzugeben; und ich hatte mich auch nicht darum gekümmert, mir eine zu besorgen, angewidert von der ganzen Situation damals. Es war eine ziemlich klare Nacht, und so bemerkte ich bald, wie ein Gefangener unter dem Stacheldraht in Richtung Friedhof kroch. Wir waren gehalten, Flüchtende sofort zu erschießen. Daher erhob ich mich als Warnung vom Boden, damit er sich zurückziehen konnte. Plötzlich entdeckte ich einen weiteren Gefangenen, der vom Friedhof zurück in die Umzäunung kroch. Die riskierten ihr Leben, um aus irgendeinem Grunde zum Friedhof zu gelangen. Ich mußte herausfinden, warum.

Als ich in die Dunkelheit dieses Baum- und Busch-bestandenen Friedhofs eintauchte, fühlte ich mich vollkommen ungeschützt, aber irgendeine Besonderheit hielt mich in Bewegung. Trotz meiner Aufmerksamkeit stolperte ich plötzlich über die Beine von jemand, der dort auf dem Bauch lag. Noch im Stolpern riß ich mein Gewehr herum und versuchte, meine Fassung von Körper und Geist wiederzugewinnen. Ich war erleichtert, als mir klar wurde – ich hatte nicht reflexartig sofort geschossen! Die Gestalt setzte sich auf. Langsam konnte ich das hübsche, aber angstverzerrte Gesicht einer Frau erkennen, neben sich einen Picknickkorb. Deutschen Zivilisten war es verboten, den Gefangenen etwas zu essen zu geben; noch nicht einmal nahe kommen durften sie ihnen. Deshalb versicherte ich ihr schnell, daß ich es richtig fand, was sie da tat; sie sollte keine Angst haben, und ich würde die Grabstätten verlassen, um ihr aus dem Weg zu gehen.

Das tat ich dann auch unverzüglich und setzte mich an der Ecke des Friedhofs wieder hin, an einen Baum gelehnt, um so unauffällig zu bleiben und die Gefangenen nicht zu verängstigen. Dabei stellte ich mir vor – und tue das noch heute –, was es bedeutete, eine hübsche Frau mit einem Picknickkorb unter diesen Umständen als Gefangene anzutreffen. Ihr Gesicht habe ich nie vergessen. Inzwischen krochen weitere Gefangene in die Umzäunung zurück und ich sah, wie sie Eßbares für ihre Kameraden heranschleppten. Ihren Mut und ihren Einsatzwillen dabei konnte ich nur bewundern!

Am 08. Mai 1945, dem Tage der Kapitulation, entschloß ich mich, mit einigen Gefangenen, die ich zu bewachen hatte, zu feiern. Sie buken Brot für andere Gefangene, die gerade neu eingetroffen waren. Diese Gruppe hatte genug Brot zu essen und teilte mit den anderen die positive Stimmung, die wegen des Kriegsendes aufgekommen war. Alle dachten wir nämlich, wir würden bald nach Hause gehen – eine armselige Hoffnung, was sie (die Gefangenen) anging. Wir befanden uns in dem Teil (Deutschlands), der die französische Zone (der Eroberung) werden sollte. Dort wurde ich bald Zeuge der Brutalität französischer Soldaten, als wir ihnen unsere Gefangenen für ihre Sklaven-Arbeitslager übergaben.

Heute aber waren wir noch glücklich. Als Geste der Freundlichkeit entlud ich mein Gewehr, stellte es in die Ecke und erlaubte ihnen sogar, damit so zu spielen, wie sie wollten. Das Eis brach vollkommen, und wir sangen Lieder, die wir einander beibrachten oder die ich in meiner Oberschulkasse gelernt hatte („Du, du liegst mir im Herzen...“). Aus Dankbarkeit buken sie mir einen besonderen Laib süßen Brots – das einzige mögliche Geschenk, das zu vergeben Ihnen noch verblieben war. Ich stopfte es in meine Kampfjacke, nahm es mit in meine Unterkunft und aß immer davon, wenn ich gerade frei hatte. Niemals später habe ich ein solch schmackhaftes Brot genossen und erlebte auch nie mehr ein solches tiefes Gemeinschaftsgefühl, während ich es aß. Ich glaube, ein weltumspannendes Gefühl von Christus (und der Einzigartigkeit allen Seins) offenbarte mir in diesem Moment seine – normalerweise verborgene – Gegenwart und beeinflußte meine spätere Entscheidung, Philosophie und Theologie zu studieren.

Kurz darauf wurden einige unserer schwachen und kränkelnden Gefangenen von französischen Soldaten zu deren Lager gebracht. Wir selbst fuhren dieser Marschkolonne im LKW hinterher. Von Zeit zu Zeit wurden wir langsamer und blieben zurück; möglicherweise war der Fahrer so schockiert wie ich. Denn sobald ein deutscher Gefangener taumelte oder zurückfiel, wurde er mit einem Knüppel auf den Kopf geschlagen und getötet. Die Körper wurden auf die Seite gerollt und von einem anderen LKW aufgenommen. Für viele mag dieser schnelle Tod gnädiger gewesen sein als in unseren ‚Killingfields‘ zu verhungern.

Als ich endlich einmal sah, wie deutsche Frauen in einer getrennten Umzäunung gefangen gehalten wurden, fragte ich, warum man sie wie Gefangene behandelte. Man sagte mir, sie gehörten zum Lager und seien ursprünglich als ‚Brutstock für die SS‘ zur Erschaffung einer Super-Rasse ausgewählt worden. Ich sprach einige von ihnen an und muß sagen, niemals traf ich eine Gruppe tatkräftigerer und attraktiverer Frauen. Die verdienten ganz sicher keine Gefangenschaft, dachte ich bei mir. Mehr und mehr wurde ich als Dolmetscher eingesetzt und konnte dadurch manchen ungerechtfertigten Arrest abwenden. Ein etwas erheiternder Vorfall betraf einen alten Bauern, der von mehreren Militärpolizisten festgenommen worden war. Man sagte mir, er trage eine ‚Phantasie-Nazi-Medaille‘ und legte sie mir vor. Glücklicherweise verfügte ich über eine Erkennungstafel solcher Medaillen: Er hatte eine Auszeichnung dafür erhalten, daß er Vater von fünf Kindern war! Vielleicht war seine Frau auf irgendeine Weise erleichtert, ihn loszuwerden, aber ich denke nicht, daß eines unserer Todeslager die gerechte Bestrafung dafür war, was er für Deutschland getan hatte. Die Militärpolizisten dachten genauso und entließen ihn, damit er seine ‚schmutzige Arbeit‘ fortsetzen konnte.

Auch unter den deutschen Zivilisten begann sich die Hungersnot auszubreiten. Es

war schon ein übliches Bild, deutsche Frauen zu sehen, die bis zu ihrem Ellbogen in unseren Müllbehältern steckten, um etwas Eßbares zu finden – falls sie nicht vorher weggejagt wurden.

In kleineren Städten und Dörfern sprach ich mit den Bürgermeistern. Sie berichteten mir, daß ihre Nahrungsmittelvorräte von Zwangsarbeitern weggenommen worden waren, indem diese die Verpflegung auf LKW geladen hätten und davongefahren seien. Als ich das meldete, erntete ich nur ein Achselzucken. Ich sah niemals auch nur einen vom Roten Kreuz in den Lagern oder jemanden, der Zivilisten half, obwohl ihre Kaffee- und Pfannkuchenstände für uns überall verfügbar waren. Stattdessen mußte sich die deutsche Zivilbevölkerung bis zur nächsten Ernte auf die Verteilung verborgener Vorräte verlassen.

Der Hunger machte deutsche Frauen eher gefügig, und dennoch war Vergewaltigung an der Tagesordnung, oft noch durch zusätzliche Gewaltanwendung begleitet. Ich erinnere mich besonders an ein 18jähriges Mädchen, dessen eine Gesichtshälfte durch einen Gewehrkolbenhieb zerschmettert war; danach wurde sie von zwei US-Soldaten vergewaltigt. Selbst die Franzosen beklagten, daß Vergewaltigungen, Plünderungen und blinde Zerstörungswut unserer Truppen zu exzessiv war. In Le Havre hatte man uns eine Broschüre gegeben, in der zu lesen war, daß die deutschen Soldaten ein hohes Maß an Benehmen gegenüber den französischen Zivilisten pflegten, die friedlich blieben. Man empfahl uns, das Gleiche zu tun. In dieser Hinsicht haben wir jämmerlich versagt.

„Na und?“ würde mancher sagen, „die feindlichen Gräueltaten waren schlimmer als Unsere“. Es stimmt, daß ich meine Erfahrungen nur gegen Kriegsende machen konnte – und da waren wir bereits die Sieger. Die Möglichkeit, Grausamkeiten zu begehen, bestand für Deutsche kaum noch; unsere dagegen lagen auf der Hand. Aber aus „zweimal falsch“ wird nicht ein „Richtig“. Anstatt die Verbrechen unserer Feinde nachzumachen, sollten wir uns zum Ziel setzen, den Kreis von Haß und Rache ein für alle Mal zu durchbrechen, der die Geschichte der Menschheit verzerrt und gequält hat. Das ist der Grund dafür, daß ich heute, 45 Jahre nach diesem Verbrechen, meine Stimme erhebe. Wir können zwar Kriegsverbrechen niemals verhindern, aber wir können, wenn genug von uns davon berichten, die Regierungspolitik beeinflussen. Wir können eine Regierungs-Propaganda zurückweisen, die unsere Feinde als Untermenschen bezeichnet und damit zu Ausschreitungen der Art ermuntert, deren Zeuge ich werden mußte. Wir können gegen die Bombardierung ziviler Ziele protestieren, die heute noch an der Tagesordnung ist. Und wir können es immer anprangern, wenn unsere Regierung die Ermordung von unbewaffneten und besiegt Kriegsgefangenen zuläßt.

Mir ist klar, für den Durchschnittsbürger ist es schwer, zuzugeben, daß er Zeuge eines Verbrechens von diesem Ausmaß geworden ist, insbesondere, wenn es ihn selbst betraf. Selbst US-Soldaten mit Sympathien für die Opfer hatten Angst, sich darüber zu beklagen und deshalb Schwierigkeiten zu bekommen, erzählten sie mir. Und die Gefahr ist nicht kleiner geworden. Seit ich das vor einigen Wochen aussprach, erhielt ich Drohanrufe und meine Mailbox brach zusammen. Aber das ist es wert. Über diese Grausamkeiten zu schreiben, wurde für mich eine Befreiung von physischen Konflikten und inneren Spannungen, die ich viel zu lange verdrängt hatte; eine Befreiung, die möglicherweise auch anderen Zeitzeugen diese Erkenntnis bringt: „Die Wahrheit wird uns frei machen – also habt keine Furcht!“ Wir könnten sogar die wichtigste Lehre aus all’ diesem ziehen: „Nur die Liebe vermag, alles zu

erobern:“

\*

Der Verfasser dieses Berichts, Martin Brech, lebt/lebte in Mahopac im Staate New York. Als er diese Erinnerungen 1990 niederschrieb, war er Professor für Philosophie und Religion am Mercy College in Dobbs Ferry im Staate New York. Martin Brech hat einen Master-Abschluß der Columbia-Universität und ist Minister der ‚Unitarian Universalist Association ( UAA )‘, einer vornehmlich in den USA beheimateten Religionsgemeinschaft des Freien Glaubens.

Abgedruckt wurde seine Abhandlung erstmalig im Sommer 1990 in der Zeitschrift ‚The Journal of Historical Re-View‘ (Band 10, Nr. 2, S. 161-166). Peter Haisenko hat sie seinem Werk „England, die Deutschen, die Juden und das 20. Jahrhundert“ (erschienen im Anderwelt Verlag) als Anlage beigegeben. Für die aktuellen Auflagen seines Werkes (ab 2019) hat sie Oberstleutnant a. D. Wolfgang Heger ins Deutsche übersetzt. Vgl. hier:

Peter Haisenko: [England, die Deutschen, die Juden und das 20. Jahrhundert.](#)  
Ein vom Autor bereitgestellter Auszug aus seinem Werk. „Gutes kann niemals aus Lüge und Gewalt entstehen.“ Mahatma Gandhi. [Hier](#) zu beziehen. 2023.

\*